

Die Kathedrale in Tainan/Taiwan ist im chinesischen Stil gebaut, weist aber eine europäische Orgel auf. Pfarrer Thomas Ly, der vor 22 Jahren in Belgien Kirchenmusik gespielt hatte, konnte sich mit diesem Zustand nicht abfinden. Er legte seiner 600 Mitglieder umfassenden Gemeinde die Idee vor, zum Gottesdienst chinesische Instrumente zu verwenden. Zu seiner Überraschung stellte er dabei fest, daß es in der Pfarrei einige chinesische Musiker gibt. Sie übten mit einigen zweisaitigen chinesischen Geigen, Trommeln, Flöten, Gongs und der Pi-pa (einer sechssaitigen birnenförmigen Laute, ungefähr 1,05 m lang). Später kamen weitere Musikinstrumente hinzu. Pater Lys kleine Band wuchs, als viele nichtchristliche Musikliebhaber sich der Gruppe anschlossen. Unter den Laienmusikern befindet sich auch eine amerikanische Nonne, Schwester Sullivan, die die Pi-pa spielt.

Pater Ly braucht die Musik nicht zu komponieren, er bedient sich traditioneller Melodien und alter buddhistischer Tempelmelodien und paßt sie seiner Lyrik an. „Unsere Liebe Frau von China“, die vom Vorgänger Pater Lys vor ungefähr acht Jahren erbaut wurde, ist ein hexagonales Gebäude mit gelben Backsteinmauern und den klassischen grünen Dachziegeln. Das Innere ist rot, schwarz und golden bemalt. Das Orchester spielt auf einer Empore an der Rückseite der Kirche und begleitet den Chor, der aus 20 Gemeindemitgliedern besteht. Das Orchester gab Anfang 1968 seine erste Aufführung. Hunderte von Besuchern, Christen und Nichtchristen kamen, um an der Messe teilzunehmen und dem einmaligen Klang chinesischer Instrumente zu lauschen. Viele waren von der Musik so begeistert, daß sie sich dem Orchester anschlossen.

Der in Taipei stationierte Vatikanvertreter fand die Idee ebenfalls ausgezeichnet. Er meinte, eine derartige Neuerung sei erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil möglich gewesen, das der Kirche neue Aspekte gewiesen habe.

Zuerst spielte das chinesische Orchester nur an Feiertagen, bei Hochzeiten und Beerdigungen. Die Mitglieder des Orchesters sind jedoch so begeistert, daß sie und der Chor jetzt jeden Sonntag spielen. Katholische Kirchen in anderen Städten wurden durch den Erfolg des Experimentes von Pater Ly beeinflusst und stellten in ihren Kirchen ähnliche Orchester zusammen.

Viele nichtchristliche Mitglieder des Orchesters begannen kurz nachdem sie dem Orchester beigetreten waren, sich mit der katholischen Glaubenslehre ohne Zwang auseinanderzusetzen; denn, so sagte Pater Ly, „die chinesische Musik in der Kirche hat bei ihnen den Eindruck verwischt, daß der Katholizismus etwas Fremdes ist. Er glaubt, daß sehr bald eine Schule für chinesische Kirchenmusik auf Taiwan gegründet werden wird.“

Dr. Walter Heim

Leserbriefe

Die Mehrzweckkirche als Ende des Sakralbaues

Niemand, so scheint es, macht sich große Gedanken, ob wir mit der jüngsten Entwicklung unseres katholischen Kirchenbaues auf dem rechten Weg sind, der bekanntlich von der bewußten Entsakralisierung des Gotteshauses aus-

geht und von der rein funktionalistischen, inzwischen bereits überholten Bauweise der Profanarchitektur bestimmt ist. Die seit einigen Jahren programmierte Mehrzweckkirche soll nach dem Willen ihrer Initiatoren nicht mehr dem Gottesdienst allein dienen, wie es Jesus im Tempel von Jerusalem gefor-

dert hatte: – „Mein Haus ist ein Bet-haus“ – sondern sie soll grundsätzlich, nicht bloß ausnahmsweise, auch für Versammlungen, vor allem der Kirchengemeinde, für kulturelle Veranstaltungen, je nach dem Willen extremer Wortführer auch für gesellige Veranstaltungen offenstehen.

Diese heute geforderte, erweiterte Zweckbestimmung des Kirchenraumes auch für profane Aufgaben hat ihren geistigen Ursprung in der von progressiver Seite vorgetragenen These von der Säkularisierung und Entsakralisierung des Religiösen, wo Gott nicht mehr wie bisher als das „Numinosum“ und „Fascinosum“ geglaubt, sondern mehr oder weniger mit der „Welt“ d. h. mit dem Gesamtwirklichen identisch gesetzt wird. Nach dieser Auffassung gibt es keine sakralen, d. h. durch den Gottesdienst und die Sakramentspendung geheiligten Räume. Es fehlt hier der Glaube an das mythisch-reale Geschehen bei den heiligen „Geheimnissen“, das vielmehr in ein mystisch-magisches und deshalb für den heutigen Menschen unglaubwürdige Geschehen umgedeutet wird.

Ein zweites kommt zu diesen Entsakralisierungsbestrebungen hinzu: Die aus dem heutigen Profanbau übernommene, rein funktionalistische Bauweise, die nur auf äußere Zweckerfüllung und technische Perfektion bedacht ist und dabei in dem Glauben lebt, damit auch schon alle formästhetischen Aufgaben erfüllt zu haben! Moderne Kirchenarchitekten, wenn wir von solchen noch sprechen wollen, betrachten es dabei als einen Vorzug, daß sich ihre Kirchen von außen her in keiner Weise von Profanbauten ähnlicher Größe unterscheiden. Sie sollen zunächst als Kirchen gar nicht erkennbar sein (warum eigentlich nicht?), sondern sie könnten ebenso gut als weltliche Versammlungshallen oder Konzertbauten oder selbst als Werkhallen angesehen werden. Auch der Innenraum der Mehrzweckkirche soll sich – vom Altar einmal abge-

sehen – in keiner Weise von einem profanen Versammlungsraum unterscheiden und jede Erinnerung an den schon durch die Raumform und die Stilform erkennbaren Sakralcharakter früherer Gotteshäuser vergessen lassen. Dazu kommt noch, daß Bilder und Statuen in diesen „Kirchen“ nicht vorgesehen sind, wofür man sich mit bloßen abstrakten Zeichendarstellungen begnügen will. Beinahe erinnert man sich angesichts solcher Bestrebungen an die im fernen Schottland im 17. Jahrhundert erbauten kalvinistischen Scheunenkirchen, in denen jedes Bild als Erinnerung an den „katholischen Aberglauben“ der Bildverehrung aufs strengste verpönt war. Das waren Kulträume, über die der feinfühlig englische Dichter Burns wegen ihrer düsteren Öde fast völlig verzweifelt wäre. Gehen wir wirklich – wohin auch andere Zeichen deuten – einer Kalvinisierung unserer deutschen katholischen Kirche entgegen?

Wir fürchten also folgendes: Der Verzicht auf eine kirchlich-sakrale Bauweise, wie sie seit eineinhalb Jahrtausenden durch alle Stilarten hindurch und auch noch bei den Kirchenbauten der beiden ersten Jahrzehnte nach dem 2. Weltkrieg als selbstverständlich gegolten hat, bedeutet eine schwere Einbuße an religiöser Wirksamkeit. Es ist nicht zu erwarten, daß sich eine gottesdienstliche Gemeinde in einem konzerthallenartigen Raum dem Ewigen ebensonahe fühlen wird wie in einem aus dem Glauben an die sakramentale Gegenwart des Herrn geschaffenen Kultraum.

Es ist kaum zu erhoffen, daß es einen frommen Beter zu einer eucharistischen Besuchung in eine Werktagskapelle ziehen wird, die völlig einem modernen Schulzimmer gleicht. Die neue entsakralisierte Kirchenarchitektur ist aus einem Grundfehler unserer Zeit hervorgegangen, nämlich aus der Verleugnung des Suprationalen, gerade dort, wo man seiner am wenigsten entbehren kann, nämlich auf dem Gebiet des

Religiösen. Sie entsteht aus der Ignorierung des Pascalwortes: „Das Herz hat seine Gründe, von denen der Verstand nichts weiß“.

Dazu noch ein Weiteres: Die jüngste Entwicklung der Profanarchitektur geht bereits wieder in die entgegengesetzte Richtung. Sie hat inzwischen erkannt, daß eine rein funktionalistische, d. h. von der Technik und kalten Zweckmäßigkeit allein bestimmte Bauweise zu einer unerträglichen Öde und Monotonie unserer neuen Siedlungsstädte geführt hat. Sie sucht deshalb wieder nach Formelementen, die dem Schönheitsbedürfnis der Menschen entgegenkommen.

„Pulchra sunt, quae visa placent“, diesen Satz des hl. Thomas von Aquin sollte man auch und gerade beim modernen Kirchenbau nicht ignorieren.

Gerade die Städteplaner waren zu allen Zeiten dankbar, daß sie in die oft langweilige Öde ihrer Häuserreihen durch eine gegliederte Kirchenfassade einen Akzent setzen oder durch eine Kircheninsel ihrem neuen Siedlungsteil erst ein Gesicht geben konnten. Sollte man wirklich aus geistiger Blasiertheit auf das Angebot bevorzugter Kirchplätze verzichten, etwa in der Meinung, die Kirche solle heute unter den Wohnungen der Menschen nicht mehr öffentlich hervortreten?

Aber noch eines scheinen unsere jungen Kirchenbauer übersehen zu haben: Die inzwischen eingetretene Abkehr von der gegenstandslosen Bildkunst und die damit verbundene Rückbesinnung der Malerei auf einen neuen, sehr verschiedenen Realismus, der von Amerika zu uns kam. Diese für den Kenner der pendelartig verlaufenden Geistesentwicklung keineswegs überraschende, aber doch sehr grundlegende Änderung gibt uns Hoffnung, daß wir in einigen Jahren wieder zu einer volknahen religiösen Malerei und Bildhauerei gelangen werden. Der durch eine neue gegenständliche Bildkunst wieder erweckte Wirklichkeits- und Schönheitsinn unseres Volkes wird dann nach

Gotteshäusern verlangen, die wieder als Kirchen erkennbar sind. Sie werden die historische Linie der sakralen Architektur und ihre Grundelemente in modernen Formen weiterführen, wie es noch eine jede, nicht sterile Kunstepoche getan hat – zur Freude der Gläubigen und zur Förderung von Glaube und gesunder Frömmigkeit.

Markus Westenthanner, Freilassing

Josefsfest

*

Der Josefstag als ehemaliger Feiertag ist besonders zu schätzen, weil die, die sich von ihm angesprochen fühlen, zu den Treuesten gehören; sie kommen allein um des Festes willen.

Infolgedessen muß ihnen auch eine festliche Stunde bereitet werden. Der Gottesdienst braucht ein deutendes Wort. Das Lied „Ihr Freunde Gottes allzugleich“ wäre nur eine schwache Andeutung des Festcharakters.

Seit Jahren bemühen wir uns, wie der Gottesdienst am Josefstag von innen heraus gestaltet werden kann. Dabei stießen wir auf 6 Zwiegesänge aus dem alpenländischen Raum, aus Schlesien und dem Banat, auf Zwiegesänge zwischen Josef und Maria voll innerer Kraft und auch Gemüthaftigkeit. Wir nennen es das Wiegensingen.

Maria, nun verzeih' es mir . . .

Josef, lieber Zimmermann, mach dem Kind ein Wiegen . . .

Jesulein, schön's Kindelein, liegst im Krippelein . . .

Auf dem Berge, da wehet der Wind . . .

O Josef, geschwind eine Herberg find't . . .

Josef! Wer da? Wo liegt das kleine Kindelein? . . .

Zwiegesänge vorgetragen mit Zitherbegleitung haben eine kirchenfüllende Kraft. Daß die Namensträger des hl. Josef mit einer Gabe geehrt werden, soll ein Zeichen unserer brüderlichen Gemeinschaft sein. In der Landshuter Ursulinenkirche St. Josef ist der Gottesdienst in dieser Form schon traditionell geworden.

Kanonikus Anton Gundlach, Landshut